

Artikel

Dieter Funke Die Macht der Sexualität im Leben des einzelnen

Wie erfährt der Mensch die Macht der Sexualität, und wie kann er lernen, mit ihr so umzugehen, daß er in seinem Menschsein, in seiner Identität gestärkt und gefestigt wird? Funke geht von der psychosexuellen Differenziertheit von Frauen und Männern aus, beschreibt dann die phasenspezifische Ausprägung der Sexualität bis hin zur genitalen Reife und weist auf die kulturellen Anteile an der Sexualität hin. So behutsam mit einer religiösen Sinn- deutung der Sexualität umgegangen werden muß, kann sie doch zu deren tieferem Verständnis beitragen und auf die Gefährdungen einer gesamt menschlichen Sexualität etwa durch den Konsumismus aufmerksam machen. red

I. Die Macht der Sexualität – Sexualität als Macht

Der Zusammenhang zwischen Sexualität und Macht ist komplex und vielfältig. Sexualität kann eine Macht sein, die das Leben „machtvoll“ prägt, eine „Wucht“ ist und einen Menschen „potent“ macht, so daß sich sein Leben vielfältig entfaltet. Sexualität kann aber auch in Macht umschlagen: Macht als Herrschaft und Unterdrückung. Ihre positiven Kräfte können sich verwandeln und zerstörerisch wirken. Sexualität ist also ein ambivalentes Phänomen. Die Geschichte der abendländischen „Kultivierung“ der Sexualität zeugt von den Gefahren dieser Ambivalenz: Sie ist eine Geschichte der Abspaltung und Aufspaltung von Körper, Seele und Geist, von männlich und weiblich, von Gefühl und Intellekt, von oben und unten und damit eine Geschichte der Konstituierung von Machtverhältnissen¹.

Die Folgen dieser Spaltungen sind vielfältig, sie betreffen die Identität des neuzeitlichen Menschen im Kern. Derzeitige Machtkonstellationen (Ost – West, reiche Völker des Nordens – arme Völker des Südens, Mensch – Schöpfung) als Symptome des typisch modernen Weltverhältnisses sind ohne diese Spaltungsprozesse kaum zu verstehen: Selbst die Kernspaltung ist „nur“ die Außenseite einer inneren Spaltung in der Seele des Menschen. Und diese betrifft vor allem seine sexuelle Identität.

Das Märchen von Amor und Psyche

Das Märchen des Apuleius spiegelt diese Dynamik wider: Das wunderschöne Mädchen namens Psyche wird in der Nacht zur Geliebten des von ihr nicht erkannten Gottes Amor, des Sohnes der Aphrodite. Schließlich erkennt Psyche den Gott aber doch, weil sie verbotenerweise ein Öllicht entzündet. Zur Strafe für diese verbotene Tat muß sie viele Prüfungen über sich ergehen lassen, die ihr von der eifersüchtigen Schönheitsgöttin Aphrodite auferlegt

¹ Vgl. Michel Foucault, Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit, Berlin 1978, 82–95.

werden. Immer wieder, selbst beim Gang in die Hölle, setzt sie ihr Leben ein, bis endlich die Macht ihrer Liebe anerkannt wird.

Mit der Anerkennung ihrer Liebe durch die Götter erhält Psyche auch die Bestätigung, ein weibliches Eigenwesen zu sein. Erich Neumann² sieht darin einen entscheidenden Entwicklungsschritt menschlichen Bewußtseins, der in der Abgrenzung und Differenzierung des männlichen und weiblichen Prinzips besteht. In der Symbolik des Märchens drückt sich eine bis dahin nicht bewußtseinsfähige neue Seinsmöglichkeit aus, nämlich die weibliche. Neumann interpretiert weiter: Besteht die männliche Art, den Drachen (als Symbol des Unbewußten und der Libido) zu besiegen, darin, ihn zu töten – so der Erzengel Michael, der hl. Georg oder der Held Siegfried –, so zeigt sich jetzt die weibliche Art, den Drachen zu besiegen, und die besteht darin, ihn anzunehmen³.

Was hier deutlich wird, ist der Zusammenhang von Identität und Sexualität, so daß sich nicht mehr von „dem Menschen“ – und damit war in der Regel der Mann gemeint – sprechen läßt, sondern nur noch von psychosexuell differenzierten Männern und Frauen. Dennoch ist der in Apuleius' Märchen ins Bewußtsein getretene Zusammenhang wieder ins Unbewußte hinabgesunken: Die Entwicklung der abendländischen Menschheit war weniger von der kreativen Bezogenheit männlicher und weiblicher Identität gekennzeichnet als von deren rigider Trennung mit all ihren Symptomen patriarchalen Herrschaftsanspruchs⁴. Es hat nach den Zeiten des Mythos lange gedauert, bis zu Beginn dieses Jahrhunderts der innere Zusammenhang von Identität und Sexualität neu entdeckt wurde: Diese Entdeckung ist untrennbar verbunden mit dem Namen Sigmund Freud.

Es ist das Verdienst Freuds, nach jahrhundertelanger Abspaltung der Sexualität von der Identität des Menschen diesen Zusammenhang differenziert und überzeugend dargestellt zu haben. Wenn auch die Freudsche Triebtheorie innerhalb der neueren Psychoanalyse in vielen Aspekten nicht mehr so übernommen wird, so findet die Einschätzung der Sexualität als menschlichen Ausdrucksverhaltens doch eine breite Anerkennung. Hinter-

² E. Neumann, *Amor und Psyche. Eine tiefenpsychologische Deutung*, Olten 1971.

³ „Mit Psyches Tat kommt es, wie wir gesehen haben, zu einer neuen ‚psychischen Situation‘ . . . Die Phase der Trennung der Ureltern und die Entstehung des Gegensatzprinzips ist erreicht. Das Licht des Bewußtseins . . . bricht in die vorherige Situation ein und wandelt die unbewußte Identität in die polare Bezogenheit der Gegensätze aufeinander, wobei diese Gegensätzlichkeit im Unbewußten der Psyche bereits vor dieser Tat konsteliert war, ja gerade zu dieser Tat geführt hat.“ (Ebd. 132)

⁴ Vgl. W. Giegerich, *Der Tanz um das Goldene Kalb. Gedanken über Gott und Götzen im Schatten der Atombombe*, in: P. M. Pflüger, *Apokalyptische Ängste und psychosoziale Wirklichkeit*, Fellbach 1985, 103–123.

II. Anthropologische Voraussetzungen

Sexualität und Identität

grund dieses Zusammenhangs von Sexualität, Identität und symbolischem Ausdruck ist die artspezifische Eigentümlichkeit menschlichen Sexualverhaltens: Diese ist dadurch gekennzeichnet, daß sie nicht an jahreszeitlich begrenzte und im Rhythmus wiederkehrende Perioden gebunden ist. Diese „Instinktreaktion“ (A. Gehlen) führt zu einer Daueraktualität der Sexualität, welche ihrerseits eine Sexualisierung des gesamten menschlichen Antriebslebens zur Folge hat⁵.

Diese Sexualisierung begründet ihrerseits eine Ablösung erotischer Lustempfindung von der sexuellen Aktivität und führt zu einer möglichen erotischen Tönung aller Bereiche sozialen und kulturellen Lebens.

So kommt es zu einer Einbeziehung der Sexualität in den Aufbau einer Kulturwelt, eine Tendenz, die durch die moderne Trennung von Sexualität und Fruchtbarkeit noch einmal einen neuen Schub erhält. Auf dem Hintergrund dieser Ablösung der Sexualität von jahreszeitlicher Bindung, wie sie schon bei den Primaten einsetzt, und der zunehmenden kulturellen Überformung konnte Freud die Sexualität deuten als einen Bereich, der etwas bedeutet: In ihr drückt sich etwas aus, das aber mit dem Ausgedrückten nicht einfach identisch ist. Sexualität wird zum symbolischen Ausdrucksverhalten.

Aus diesem Grund kann auch das konkrete sexuelle Tun des Menschen nicht einfach losgelöst von seinem Bedeutungshintergrund verstanden oder beurteilt werden: Nicht die einzelne sexuelle Handlung, sondern nur die sich darin ausdrückende Haltung kann Gegenstand ethischer Reflexion werden⁶.

Phasenspezifische Ausprägung der Sexualität

Der grundlegende Gedanke der Freudschen Phasenlehre ist der, daß die menschliche Sexualität eine Geschichte hat und diese Geschichte nicht nur von biologischen Faktoren abhängt, sondern ebenso von der Art der Beziehung – vor allem des Kindes – zu seinen Pflegepersonen. Es ist also wiederum der Zusammenhang von sexueller Identität und gesellschaftlich-kulturell bestimmter Art der Interaktion, der den Verstehenshintergrund bildet. Tribschicksale sind keine biologischen, sondern soziale Schicksale⁷!

Sexualität wird hier in einem erweiterten Sinn verstanden: In seiner Libidotheorie legte Freud ein Konzept vor,

⁵ Vgl. W. Pannenberg, *Anthropologie in theologischer Perspektive*, Göttingen 1983, 415–431.

⁶ Vgl. F. Böckle, *Geschlechterbeziehung und Liebesfähigkeit*, in: *Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft*, Freiburg 1981, 145–151; E. Drewermann, *Psychoanalyse und Moraltheologie*, Bd. 2: *Wege und Umwege der Liebe*, Mainz 1983, 162–191.

⁷ Diesen Zusammenhang hat ausführlich beschrieben: A. Lorenzer, *Sprachspiel und Interaktionsformen*, Frankfurt/M. 1977; ders., *Freud: Natürlichkeit des Menschen – Sozialität der Natur*, in: *Psyche* 42 (1988) 426–438; dazu auch: S. Zepf, *Narzißmus, Trieb und die Produktion von Subjektivität*, Berlin 1985.

welches die sexuelle Triebkraft als etwas Umfassenderes versteht, als dies umgangssprachlich üblich ist, wenn von Sexualität gesprochen wird.

Die Libido ist von Anfang an da. Sie ist zunächst auf bestimmte Körperzonen bezogen und entwickelt sich entlang sozialer Erfahrungen über verschiedene Stufen bis hin zur genitalen Reife und zur Identität von Mann und Frau. Jedoch verinnerlichen wir in jeder Phase bestimmte Muster lustbetonten Erlebens, die uns als Erwachsene zur Verfügung stehen etwa als Fähigkeit, genußvoll zu essen, oder als Fähigkeit, Freude am Besitz zu erleben oder etwas schenken zu können, weiter als Lust, mit anderen zu rivalisieren oder sich zu solidarisieren.

Von daher sind die einzelnen Phasen der Libidoorganisation nicht nur Geschichte, sondern sie prägen unser gesamtes kulturelles und soziales Erleben und Verhalten.

Haben wollen
und geben können:
Oralität

Im ersten Lebensjahr ist der Mund der bevorzugte Ort von Lustempfindungen. Die gesamte Welterfahrung des Kindes verläuft in der oralen Phase über diese erogene Zone. Die Erfahrungen des Kindes in dieser Zeit haben nach psychoanalytischer Auffassung entscheidende Bedeutung für das Gefühl des Vertrauens oder Mißtrauens gegenüber der Welt. Von der Art des Durchlaufens dieser Phase hängt im späteren Leben die Fähigkeit des Menschen ab, Geben und Nehmen zu können und in flexibler Weise etwas für sich beanspruchen und anderen zukommen lassen zu können.

Störungen in dieser Zeit können sich u. a. in Leeregefühl und Depressivität manifestieren, aber auch in einer daraus resultierenden Gier und Unersättlichkeit, die sich bis zur Sucht steigern kann. Oftmals sind Menschen davon betroffen, die zunächst extrem bescheiden wirken. Jedoch erweist sich diese Bescheidenheit nicht als echte Selbstlosigkeit, sondern als Abwehrverhalten gegenüber den nicht akzeptierten oralen Ansprüchen.

Zwang oder eigene
Bedürfnisse: Analität

Im zweiten und dritten Lebensjahr ist der After die bevorzugte erogene Zone. In dieser analen Phase bildet die Auseinandersetzung mit den Ausscheidungsfunktionen eine weitere Grundlage für das spätere Lebensgefühl. Die Erfahrungen, die das Kind im Kontakt mit den Bezugspersonen im Rahmen der Reinlichkeitserziehung macht, bestimmen die Art des Umgangs mit aggressiven Impulsen bzw. mit Auflehnung oder Unterwerfung. Ein adäquates Durchlaufen dieser Phase führt zu Autonomie und befähigt das Kind, später situationsgerecht etwas für sich beanspruchen oder hergeben zu können. Störungen können zu Hemmungen im Aggressionsbereich führen und unfähig machen, eigene Bedürfnisse durchzusetzen.

Sich identifizieren können:
infantile Genitalität

Der innere Zwang zur Anpassung führt dann häufig zu ausgeprägtem Trotz oder Dominanzstreben.

Im vierten und fünften Lebensjahr werden die Genitalien zu erogenen Zonen. Im Kind erwacht jetzt das Bewußtsein von seiner Geschlechtsrolle. Diese findet es nach psychoanalytischer Auffassung dadurch, daß es in der ödipalen Dreieckssituation (Mutter – Vater – Kind) libidinöse Wünsche an den gegengeschlechtlichen Elternteil richtet. Aus Angst vor dem gleichgeschlechtlichen Elternteil verzichtet es jedoch auf diese Wünsche und identifiziert sich statt dessen mit ihm. Dadurch erreicht es eine Stabilisierung seiner Geschlechtsidentität.

Störungen oder nicht aufgelöste Konflikte dieser Phase äußern sich später im Erwachsenenleben vor allem als Beziehungsstörungen: Der Mann sucht permanent seine Mutter, die er in jeder Frau zu finden wünscht, wie umgekehrt die Frau in ihren männlichen Partnern endlich den Vater gefunden zu haben glaubt.

Das Entwicklungsziel:
genitale Reife

Nach der sogenannten Latenzphase (6./7. Lebensjahr bis zur Pubertät) erreicht infolge der Akzeleration der körperlichen Reife die psychosexuelle Entwicklung ihre höchste Stufe: die Geschlechtsreife. Der Primat der Genitalität bedeutet jedoch nicht, daß etwa orale oder anale Anteile völlig ausgelöscht sind. Die einzelnen Partialtriebe sind lediglich der Genitalität untergeordnet.

Sexualität zwischen
Natur und Kultur

Es ist von großer Bedeutung, daß wir die Sexualität weder als rein biologisch noch als ausschließlich kulturell determiniert verstehen. Tatsächlich ist sie das Resultat eines komplizierten Interaktionsprozesses zwischen Anlage und Umwelt. Als sexuelle Menschen stehen wir sozusagen zwischen Natur und Kultur. Auch das Verhältnis der Geschlechter zueinander verändert sich, wenn man männliches und weibliches Verhalten weder ausschließlich auf biologische Einflüsse zurückführt noch auf die Annahme einer Dominanz des Kulturellen zurückgreift. Die kulturellen Einflüsse auf geschlechtsspezifisches Verhalten müssen ebenso berücksichtigt werden wie die Tatsache der geschlechtsspezifischen Differenzierung des Gehirns mit der Folge der gleichmäßigen bzw. zyklischen Hormonproduktion.

III. Religiöse
Sinndeutung
der Sexualität?

Sinndeutungen elementarer Phänomene wie der Sexualität weisen darauf hin, daß entweder die Sexualität von sich aus eines ihr angesonnenen Sinnes bedarf, also von Natur aus ergänzungsbedürftig ist, oder aber, daß eine Gesellschaft von den elementaren sexuellen Vollzügen weit entfremdet ist und damit außerstande, Sexualität aus Sexualität heraus zu leben.

Wenn wir Sexualität im Schnittfeld von Natur und Kultur definieren, ist die Gefahr einer sinndeutenden Überfrem-

dung ebenso groß wie die eines romantischen Naturalismus. Diese Gefahr verschärft sich noch einmal bei jedem Versuch, menschliche Sexualität religiös zu deuten.

Die biblische Tradition ist deshalb auch sehr zurückhaltend in den Versuchen, Sexualität religiös zu deuten, um sie so möglicherweise metaphysisch aufzuladen und theologisch zu neutralisieren.

Dennoch begegnet dem neuzeitlichen Menschen infolge der Verschmelzung der Libido mit kulturellen Aktivitäten in der Sexualität eine Macht, die ohne Sinndeutung der Gefahr der Funktionalisierung (etwa durch die Werbebranche) und Entfremdung (durch den Konsumismus) erliegt.

Theologisch gesprochen: Sexualität hat als Teil der Schöpfung ihr Recht aus sich selbst, sie ist freigesetzt zu sich selbst: Sexualität aus Sexualität! Aber sie hat auch teil an der Gebrochenheit der Schöpfung und wartet auf ihre Vollendung! Ein nichttheologischer Autor drückt das so aus: Bei aller Befriedigung bleibt eine innere Unruhe der Sexualität, „eine Beunruhigung des Eros, vergleichbar den ziellosen Suchgesten, mit denen Sterbende tasten: als könnte dies doch nicht alles gewesen sein. Eine innere Unerlöstheit scheint Sexualität geblieben zu sein, auch nach allen Versuchen, sie hygienisch, politisch, religiös zu neutralisieren“.

Vier Dimensionen
sexuellen Begehrens
und Tuns

Im folgenden möchte ich vier Dimensionen beschreiben, mit denen sexuelles Begehren und Tun zu tun hat bzw. haben könnte, wenn es die Entfremdungen eines konsumistischen Systems übersteigt.

Es sind Dimensionen, die aus der gesellschaftlichen Enge, in die die Sexualität trotz sexueller Revolution hineingeraten ist (man denke etwa an die Orgasmuszentriertheit westlich-neuzeitlicher Sexualität), herausführen können. Sie verstehen sich als theologische Perspektiven, die von einem umfassenden Horizont, nämlich dem der biblischen Verheißung des Reiches Gottes, ausgehen. Dabei orientiere ich mich an vier zentralen Grundwünschen, die als Resultat durchgestandener Grundkonflikte den Weg der Selbstwerdung des Menschen kennzeichnen: Abhängigkeit, Autonomie, kosmische und soziale Verbundenheit.

Abhängigkeit
und Intimität

Seit unseren frühesten Lebenstagen treibt uns der Wunsch um, wie wir das verlorene Paradies (psychologisch: intrauteriner Zustand, orale Phase und Symbiose) wiedergewinnen können. So meint Georges Bataille in seinem Buch „Der heilige Eros“ (1963), das wahre Ziel sexuellen, erotischen Lebens sei die große Vereinigung, die Aufhebung der Gegensätze, das Übergehen aus dem

Geteilten, Diskontinuierlichen in das große, unendliche, ewige Kontinuum. Darin seien Liebe und Tod identisch: Ihr Ziel ist das Untergehen der eigenen Individualität, der Untergang des Ichs, ohne jedoch in pathologischer Symbiose ohne eigene Individuation hängenzubleiben⁸.

Liebesbeziehungen zielen darauf ab, Abhängigkeit, Nähe, Geborgenheit, Intimität zu erleben – ohne dabei die eigene Identität zu verlieren. Voraussetzung dafür ist die Fähigkeit zu wechselseitigen Beziehungen, in denen sich die Partner nicht in angstmachender Weise verlieren, sondern im Bewußtsein eigener Identität Abhängigkeit und Intimität zulassen.

Aus der Psychotherapie wissen wir, wie häufig Menschen dazu nicht in der Lage sind: Eine geradezu panische Angst vor Nähe macht sie unfähig, sich selbst loszulassen, um sich im anderen wiederzufinden. Diese narzißtisch-überabgegrenzten Charakterstrukturen nehmen in einer schizoiden und vom Kult extremer Privatheit bedrohten Gesellschaft rapide zu! Ja es scheint weithin ein Ideal zu sein, möglichst unabhängig zu leben, jede Verbindung bekommt den Anschein einer identitätsbedrohenden „Kastration“.

Der Mensch gerät jedoch in eine bedrohliche Selbstüberforderung, wenn er nicht in der erotisch gefärbten Nähe zu einem Menschen einfach klein sein und Trost nötig haben darf. Statt dessen sind viele von der Angst getrieben, dem Liebespartner die eigene Schwäche nicht zeigen zu dürfen. „Furcht gibt es in der Liebe nicht, sondern die vollkommene Liebe treibt die Furcht aus“, sagt Johannes (1 Joh 4, 18). Sich als sexuelles Wesen annehmen lernen heißt also auch, sich als verwundbarer, geschöpflicher Mensch zu akzeptieren. Wer das nicht lernt, wird andere wegen ihrer Schwachheit und Begrenztheit mit aller Macht verfolgen. Es gibt genug Beispiele der destruktiven Folgen solcher Abspaltungen.

Geradezu unbefangen offen redet die Bibel etwa im Hohenlied von der Zartheit und Kreativität der erotischen Beziehung zwischen Mann und Frau: Ohne Angst vor Nähe qualifiziert sie Intimität, Vertrauen und Ekstase als Gabe des Schöpfers.

Autonomie
und Ekstase

D. Sölle weist in ihrem Buch „Lieben und Arbeiten“ (1985) darauf hin, daß der Mensch auch in seiner Sexualität „Co-Creator“ Gottes ist. Ich finde diesen Aspekt des Mit-Schöpfer-Gottes-Seins gerade in bezug auf die Sexualität deshalb so hilfreich, weil er den Entfremdungen einer zur Ware verkommenen Sexualität entgegenläuft.

⁸ Vgl. G. Bachl, Eros und Tod; R. Volp, Ars amandi und ars moriendi. Eros und Tod als kulturelles Erbe und religiöse Aufgabe, beide in: Kunst und Kirche 50 (1987) 90–91; 92–97.

Lustvolle und ekstatische Selbstüberschreitungen erlauben dem Menschen, unter Wahrung seiner Autonomie, den Verlust eines paradiesischen, ozeanischen Lebensgefühls für einen Moment rückgängig zu machen. Im ekstatischen Erlebnis haben wir teil an einer unmittelbaren und euphorischen Welterfahrung, wie es sie in unserer frühen Kindheit gab: Es ist die ursprüngliche Freude, einfach da zu sein und in einer großen Kommunion mit der Schöpfung zu verschmelzen. Echte Ekstase ist zu unterscheiden von rauschhafter oder destruktiver Selbstaufgabe. In der ekstatischen Selbstüberschreitung geht es vielmehr um Werte wie Gegenseitigkeit, Kommunikation und Verwundbarkeit im Gegensatz zu Macht, Beherrschung und Unterdrückung. Die lustvolle Erfahrung der Sexualität ist nicht nur ein rein privates Erlebnis, sie zielt darauf ab, auch andere in diesen schöpferischen Zustand zu versetzen: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“ (Gen 2, 18). Ekstase setzt Bezogenheit und Gegenseitigkeit voraus, die den anderen in seiner Verwundbarkeit und Nacktheit akzeptiert: „Beide, Adam und seine Frau, waren nackt, aber sie schämten sich nicht“ (Gen 2, 25). Adam und Eva ertragen ihr Nacktsein, sie kommen ohne Masken und Mauern aus, sie leben zunächst ohne den Zwang, sich verteidigen zu müssen. Unter welche Zwänge dagegen ist unser aufgeklärtes Sexualverhalten geraten? Zu Recht weist D. Sölle in dem zitierten Buch darauf hin, daß der Konsumismus auch die sexuellen und erotischen Beziehungen längst erfaßt und sie zur Ware degradiert hat: „Unsere Triebe und Leidenschaften sind vom sozialen Leben ausgeschlossen. Wir arbeiten für Tauschwerte; . . . auch die Suche nach Sexualobjekten ist grenzenlos, denn der Gebrauchs- oder Tauschwert von Körpern vermag unsere wirklichen Bedürfnisse nach Sexualität und Liebe nicht zu erfüllen . . . Da die eigentlichen Ziele unserer Triebe und Wünsche verfehlt werden, bleiben wir ständig unbefriedigt und daher unzufrieden . . . Das Ziel sexueller Wünsche verlagert sich von einer konkreten, unverwechselbaren Person auf ihre körperlichen Reize oder ihre modische Verpackung . . . Anonymer Sex . . . oder der sportliche Sex des guttrainierten Sexualathleten sind Kümmerformen der Sexualität; sinnliche Erregung ist getrennt von Gefühl und Erwartung, Sexualität von menschlicher Verbundenheit, Liebe von Erkenntnis.“ (155)

Ganzheit
und kosmische
Verbundenheit

Wir können Liebesbeziehungen und Sexualität nicht verstehen, wenn wir sie von der lebenslangen Aufgabe, Mensch zu werden, trennen. Unsere Suche nach Beziehung und Hingabe, Erotik und Lust gründet in unserem

elementaren Grundbedürfnis, ganz zu sein und unsere Ich-Grenzen zu überschreiten. Diese Tendenz, die Freud als „ewigen Eros“⁹ bezeichnet, zeigt sich darin, daß sie darauf abzielt, „lebende Substanzen zu erhalten und zu immer größeren Einheiten zusammenzufassen“. (Ebd. 477)

Unsere Zivilisation mit ihrer Tendenz, Ganzheit zu zerlegen und aufzuspalten, steht diesem Grundwunsch oft fundamental entgegen: da, wo Sexualität zur Ware wird, wo Zweisamkeit zum Mythos von der „glücklichen Insel“ hochstilisiert wird, wo Partnerschaften von Wegwerfbeziehungen abgelöst werden, wo Zuneigung von Lust getrennt wird, wo Amor und Psyche nicht zueinander finden!

Besonders Frauen sind Opfer dieser Spaltung, oder besser: sie nehmen sie eher wahr und reagieren sensibler darauf. So sind Frauen diejenigen, die auf dem Weg zu einer ganzheitlichen Sexualität einigen Vorsprung haben und die auf Defizite einer patriarchalisch geprägten Beziehungskultur aufmerksam machen, wie sie sich in typisch männlicher Reduktion des Sexuellen zeigen: der Reduktion von Sexualität auf genitale Sexualität, der Reduktion der genitalen Sexualität auf koitale Sexualität, der Reduktion von koitaler Sexualität auf den Orgasmus. W. Bartholomäus hat unter dem Stichwort „polyzentrische Sexualität“ Wege aus diesen Verkürzungen aufgezeigt¹⁰.

Ergebnis: tiefes
Einsamkeitsgefühl

Ergebnis dieser verkürzten männlich-abendländischen Form von Erotik und Sexualität ist ein tiefes Einsamkeitsgefühl, das trotz intensivster sexueller Aktivität nicht zu verschwinden scheint. Es ist die Folge unseres gestörten Beziehungsbewußtseins, welches – wäre es intakt – uns das elementare Gefühl geben würde, trotz aller Trennung und Individuation mit der Welt, mit dem Kosmos, mit Gott verbunden zu sein. Man könnte von einer mystischen Dimension der Sexualität sprechen, insofern diese den Menschen nicht isolieren, sondern zu einer intensiveren Verbundenheit mit der geschöpflichen Welt und mit Gott führen will. Die gängigen bürgerlichen Sexualpraktiken bewirken offensichtlich das Gegenteil: Privatheit und „reine“ Sexualität, ohne Kontakt zu Welt und Schöpfung, zentriert auf den Orgasmus. Schon der Blick auf andere Kulturen, etwa die Praxis der altchinesischen Liebeskunst, die unter dem Namen „Tao der Liebe“ zu einer völlig anderen Einschätzung kommt, zeigt

⁹ S. Freud, *Das Unbehagen in der Kultur*, 1930 (GW 14, 506).

¹⁰ W. Bartholomäus, *Unterwegs zum Lieben. Erfahrungsfelder der Sexualität*, München 1988, 51–96.

die Relativität westlich-abendländischer Sexualpraktik: Nicht der Orgasmus der Frau und die Ejakulation und der Orgasmus des Mannes sind das Ziel des Koitus, sondern eine intensive und zeitlich ausgedehnte Form des Zusammenlebens: Der Koitus wird nicht durch den Orgasmus beendet, sondern soll um ganze Nächte, in die auch der Schlaf einbezogen ist, ausgedehnt werden. Der Orgasmus wird deshalb eher als eine vorzeitige Unterbrechung des Liebeslebens angesehen denn als dessen Höhepunkt. Bedeutsam dabei ist, daß die Liebe selbst aus einem zeitlich begrenzten Erlebnis umgewandelt wird zu einem geradezu kosmischen Verschmelzungserlebnis. M. L. Möller, der bekannte Gießener Psychoanalytiker, diagnostiziert, daß unsere abendländische „Endproduktorientierung“, welche den Orgasmus zum erklärten Ziel des Liebesaktes macht, gerade eine Abwehr der Liebe ist: „Es ist die Angst vor der Frau, genauer vor dem, was wir heute als weibliche Erotik erleben und noch genauer: die Angst vor der Tiefe der menschlichen Liebe, deren Reste heute noch am ehesten Frauen – und wohl auch Kinder – bewahren¹¹. Eine ganzheitliche Sicht menschlicher Liebesbeziehungen und vor allem der Sexualität als Ausdruck dieser Beziehungen ist dringend notwendig! Dadurch könnte auch die Nähe der sexuellen zur religiösen Erfahrung wiederentdeckt werden. In der christlichen Überlieferung finden sich genügend Ansatzpunkte für eine Spiritualität der Einheit von Eros und Agape: Angefangen vom Hohenlied der Liebe im AT über das Hohe Lied der Liebe des hl. Paulus (1 Kor 13) bis zur ganzheitlich-kosmischen Spiritualität des hl. Franziskus, dessen Leidenschaft für Gott untrennbar verbunden war mit seiner ungeteilten Liebe zu allem Lebendigen, die soweit ging, daß er Aussätzige umarmte und küßte und ihm Bitteres süß wurde.

Eine weitere Gefahr für unsere Liebesfähigkeit ist die grassierende Privatisierung und die damit einhergehende Abspaltung des Erotisch-Sexuellen von allen öffentlichen Belangen. Was noch im letzten Jahrhundert als Fortschritt erschien und einen persönlichen Freiheitszuwachs bedeutete, scheint sich ins Gegenteil umzukehren. Je größer die äußere Bedrohung wird, desto intensiver wird die Suche nach dem privaten Glück. Dieses wiederum wird gesucht in der reinen Zweierbeziehung, viele jagen dem Mythos vom „Inselglück zu zweit“ nach, ohne zu spüren, daß er zur „folie à deux“, zur „Verrücktheit zu zweit“, werden und sich als tödliche Illusion erweisen kann. Es

¹¹ M. L. Möller, „Wir wollen lieben, aber wissen nicht wie“. Zur Psychoanalyse von Paarbeziehungen und sexuellem Erleben, in: Chr. Wulf (Hrsg.), Lust und Liebe, München 1985, 41–73, hier 64.

Gerechtigkeit
und soziale
Verbundenheit

sieht so aus, als ob heute für viele Menschen die Zweierbeziehung eine Art Entschädigung für eine sie enttäuschende Welt geworden ist, so wie das Kind nach anfänglicher Trennung aus der Zweieinigkeit mit der Mutter aus Enttäuschung über die Welt zeitweilig zu ihr zurückkehrt. Liebe aber ist für den Erwachsenen keine Entschädigung, sondern eine Herausforderung, in deren Verwirklichung die Liebespartner über sich hinauswachsen. Liebe besteht ja nicht darin, daß zwei Menschen einander ansehen, sondern daß sie gemeinsam auf etwas Drittes schauen, wie Antoine de Saint-Exupéry sagt. Der Liebe wohnt eine Qualität der Transzendenz inne, die ihre biologische Grundlage in der Fortpflanzung hat. Deshalb ist der Wunsch nach einem Kind die elementarste Ausdrucksform einer Liebe, die sich von der Zweier- zur Dreierbeziehung hinentwickelt. Das nur auf sich selbst bezogene Paar spiegelt jene gesellschaftliche Tendenz wider, die Liebeskräfte des einzelnen von öffentlichen Belangen zu trennen.

Christliche Hoffnung versus Todestrieb

Es kommt darauf an, daß wir auch in dem intimen Bereich der Sexualität erkennen, daß unsere Liebesbeziehungen etwas zu tun haben mit der Art unserer gesellschaftlichen und politischen Konflikte. Die Aufteilung der Welt in Reiche und Arme, in Mächtige und Unterlegene ist nicht ohne Einfluß auf unsere psychosexuelle Wirklichkeit – wie auch umgekehrt. Es ist ja nicht zufällig, daß die Bombe als Phallussymbol das mächtigste Todessymbol unserer Zeit geworden ist. Es gehört zu den Todeszeichen unserer Zivilisation, daß sich die Potenz der Mächtigen in Symbolen destruktiver Macht ausdrückt. Die äußerste Trennung von Amor und Psyche! Hier haben sich die Kräfte des Lebens, denen die Sexualität das biopsychische Fundament gibt, mit ihrer Gegenkraft, dem von Freud in seinen späten Schriften beschriebenen Todestrieb, verbunden. Mit ihm läßt sich fragen: „Und nun ist zu erwarten, daß die andere der beiden ‚himmlischen Mächte‘, der ewige Eros, eine Anstrengung machen wird, um sich im Kampf mit seinem ebenso unsterblichen Gegner zu behaupten. Aber wer kann den Erfolg und Ausgang voraussehen?“¹² Bleibt der berechtigt pessimistischen Frage Freuds – er fügte sie 1931 an seinen Text an, als die Bedrohung durch Hitler schon erkennbar war – die Hoffnung des Glaubens gegenüberzustellen: „Für jetzt bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; doch am größten unter ihnen ist die Liebe“ (1 Kor 13, 13).

¹² S. Freud: GW 14, 270.